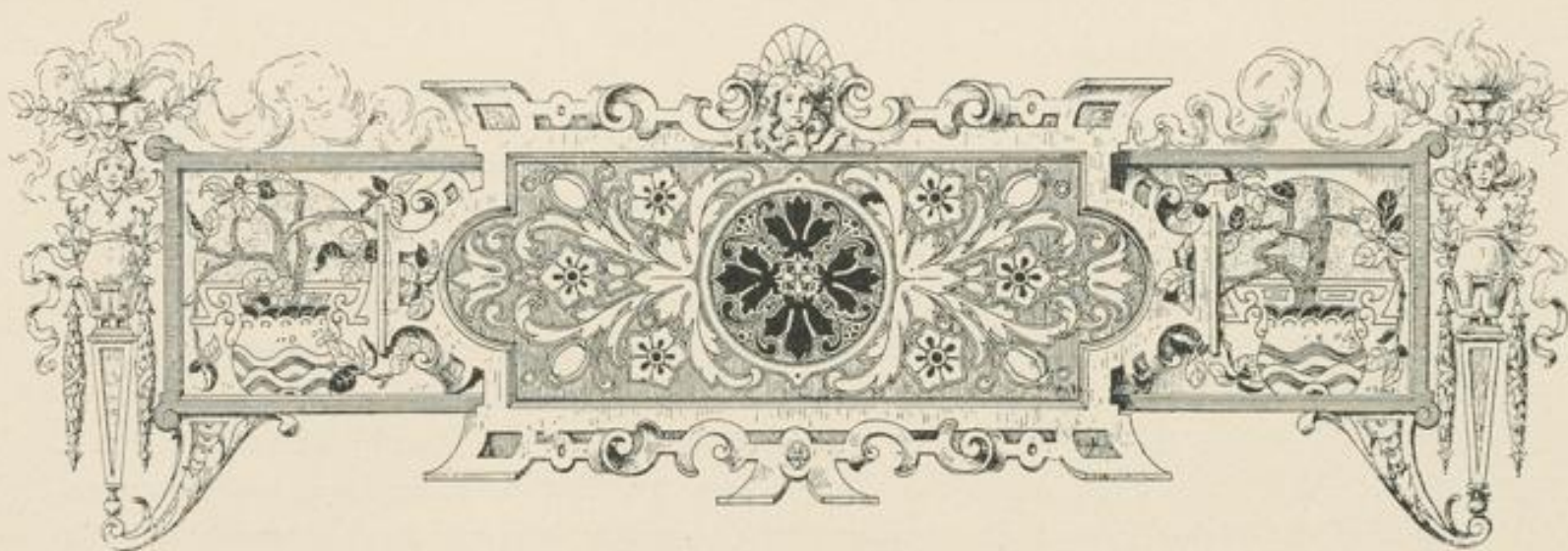


DAS WIENER CLAVIER.

VON

LUDWIG BÖSENDORFER,

K. K. COMMERCIAL-RATH, ETC.



DAS WIENER CLAVIER.



Le pianoforte n'est qu'un instrument de chaudronnier en comparaison du clavecin. Mit diesen wenig schmeichelhaften Worten begrüßte Voltaire im Jahre 1774 das Vordringen des Hammerclaviers.

Daniel Schubart schreibt in seiner Aesthetik der Tonkunst (1784): «Clavier jetzt spielt, schlägt, trommelt und dudelt Alles: der Edle, Unedle, der Stümper, Kraftmann; Frau, Mann, Bube, Mädchen; es gehört mit zur guten Erziehung. Doch das Clavichord, dieses einsame, melancholische, unaussprechlich süsse Instrument hat Vorzüge vor dem Fortepiano. Wer nicht poltert, rast und stürmt, wessen Herz sich oft und gern in süßen Empfindungen ergießt — der geht am Pianoforte vorüber und wählt sich ein Clavichord.»

Noch ca. 70 Jahre später findet sich ein deutscher Fachschriftsteller und Instrumentenmacher, Welker von Gontershausen, welcher in rührenden Worten seinem Schmerze Ausdruck gibt über das Zurückweichen der Harfe vor dem Pianoforte.

Heute noch ist «Clavierseuche» ein beliebtes Schlagwort der nimmer müden Musikkritiker — — —. Und dennoch hat das Pianoforte (Hammerclavier) auf allen Linien gesiegt, sogar gegen die schönen Arme der so oft besungenen Harfnerin. Die siegreichen Feldherren waren die Componisten; die Helden in diesem instrumentalen Kriege waren die Virtuosen; die ganze clavierspielende Armee bestand nur aus Freiwilligen, welche Liebe und Begeisterung für Musik jenem Instrumente zuführte, welches die reichsten Ausdrucksmittel besitzt zu Solovortrag, Begleitung und Uebertragung von Ensemble- und Orchestercompositionen.

Die Vorgänger des Pianofortes: Harpsicord, Spinett, Clavichord, Virginal . . . haben nur mehr historische Bedeutung für die stillen Räume der Museen, um an der Seite der mehr als tausendjährigen Psalter (Vorgängerin der Harfe) über Wandelbarkeit und Undank der Welt zu seufzen. Der einst so gefeierten und gepriesenen Harfe ist nur mehr eine bescheidene Rolle im Orchester zugewiesen.

Ueber die Erfindung des Hammerclaviers, welche vorerwähnter Historiker (?) Gontershausen mit den Worten: «Darin erblicken wir weder etwas Ungewöhnliches noch Auffallendes» abfertigt, steht uns ein reiches Material von Fach- und Streitschriften zur Verfügung, aus welchem zu entnehmen ist, dass drei räumlich von einander weit entfernte Zeitgenossen fast gleichzeitig an die Schaffung des Hammerclaviers dachten. Bartholomäus Cristofali¹⁾ in Florenz (geb. in Padua) veröffentlichte im Jahre 1711 Beschreibung und Zeichnung einer Hammerclaviermechanik, welche die wesentlichen Theile der heutigen

¹⁾ Die Stadt Padua hat ihrem Sohne Cristofali, auch Cristofori genannt, als dem Erfinder des Hammerclaviers ein Monument aufgestellt.

Stosszungenmechanik enthält. Sein Instrument nannte er Cemballo a Martoletti. Marius in Paris legte 1716 der Akademie der Wissenschaften drei Modelle für Hammermechanik vor. Christof Schröter, geb. 1699 zu Hohenstein in Sachsen, überreichte 1724 seine im Jahre 1717 angefertigten zwei Modelle für Clavierhammermechanik dem Könige von Sachsen. Von diesen Modellen war eines mit Hammerschlag von oben auf die Saiten, das andere mit Anschlag von unten. Diese beiden Modelle weisen in ihrer Grundidee auf die heutige in Oesterreich übliche Auslösermechanik hin.

Von Italien kam die Cristofali'sche Mechanik, möglicher Weise über Frankreich (den Pariser Marius streifend), nach England, wo man die praktische Seite dieser Erfindung bald herausfand. Dort erfuhr diese Mechanik durch eingewanderte Arbeiter manche Verbesserung und wurde der unternehmenden englischen Industrie zur ersten Ausbeute.

In dem damaligen Frankreich scheint man mit dem Bestehenden so zufrieden gewesen zu sein, dass die schon im Jahre 1711 erfolgten Anregungen des Marius spurlos vorübergingen; ja es scheint fast, dass Paris erst durch die in den Jahren 1750—1760 erfolgten Besuche des Augsburger Joh. And. Stein, welcher seine Instrumente selbst in Concerten vorführte, von dem Hammerclavier gebührend Notiz nahm, obwohl die vornehmen Musikfreunde Frankreichs ihre Pianoforte längst aus England bezogen. Erst 1785 wurden die fortschrittlichen Bemühungen der Brüder Erard, welche unter dem Protectorate der Patriotin Marquise von Villeroy arbeiteten, durch ein königl. Patent gegen die Anfeindungen und Verfolgungen der Zunft (Genossenschaft) der Instrumentenmacher geschützt.

Nach der grossen französischen Revolution brachte Joh. Jak. Schnell aus Paris ein Pianoforte nach Wien, das für jeden Ton drei Saiten hatte, welche durch Hämmer in Schwingung gebracht wurden. Ein mit diesem Instrumente in mechanischer Verbindung stehendes Gebläse soll es ermöglicht haben, jeden einzelnen Ton beliebig anschwellen zu lassen. Ueber dieses Instrument, welches den Namen «Anemochord» führte, erzählte Welker eine nette Geschichte, deren Wahrheit wohl nur er zu verbürgen hat:

«Die Königin Maria Antoinette, welche sich oft an den lieblichen Tönen dieses Instrumentes ergötzt hatte, wollte es ankaufen. Sie bot Schnell 100.000 Francs als Kaufpreis und eine Gratification von 50.000 Francs. Ihre Cassa war aber infolge ungeheuren Aufwandes, Sommerschlittenfahrten auf Salz u. dgl., so leer, dass sie diese Summe nicht zahlen konnte. Schnell sollte ihr das Instrument deshalb auf bessere Zeiten aufheben. Ein Engländer bot ihm 4000 Guineen, wenn er es in London nur vier Wochen für Geld wolle hören lassen, und dann noch 1800 Louisd'or als Kaufpreis. Der ehrliche Meister zog es aber vor, es für seine Königin aufzubewahren. Dieser königliche Hof-Instrumentenmacher der Gräfin von Artois musste bei Ausbruch der Revolution flüchten und rettete später sein Instrument, an welchem er mit acht Gehilfen vier Jahre hindurch ununterbrochen gearbeitet hatte, nach Ludwigsburg.»

In Italien durch Cristofali erfunden, in Frankreich durch Sebastian Erard auf das raffinirteste ausgebildet, in allen Clavierwerkstätten Europas in unzähligen Modellen variirt, in England practicirt, in Amerika annectirt, — ist die Stosszungenmechanik heute international und unter der Bezeichnung «englische Mechanik» bekannt.

Unter dem Schutze eines kunstsinnigen Hofes (regis ad exemplum) und Adels musste auch in Oesterreich die Musik blühen.

Schon Kaiser Maximilian I. hatte die grössten Musiker seiner Zeit bei Hofe angestellt. Auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers wurde sein Organist Carl Hofheimer auf dem berühmten Triumphzug Kaiser Maximilian I. — nach Albrecht Dürer's Zeichnung von Hans Burgkmair in Holz geschnitten — auf dem Positiv spielend dargestellt.

Der mächtige Habsburger Kaiser Karl (geb. 1500, gest. 1558) hatte in seinem Hofstaate gleichzeitig drei verschiedene Capellen: eine in Wien, eine in Madrid, die dritte musste ihn auf seinen Reisen begleiten.

Rudolf II. hatte den Organisten Charles Luyton am Hofe, dessen merkwürdiges Clavier in Wien 1589 angefertigt wurde. An diesem Instrumente waren die Obertasten in zwei Hälften getheilt, um die getrennte Besaitung für Kreuz- oder *b*-Töne erklingen zu machen.

Ferdinand III. war selbst ein vorzüglicher Componist. An seinem Hofe waren die Musiker Froberger, Kirchner und Kammerorganist Wolfgang Ebner.

Auch Leopold I. war Componist und hielt eine Hof- und Kammercapelle, welche jährlich 200.000 Gulden kostete. Der Kaiser spielte mehrere Instrumente, aber mit besonderer Virtuosität das Clavier, weshalb auch in jedem seiner Zimmer ein derartiges Tasteninstrument stehen musste.

Kaiser Josef I. (geb. 1678, gest. 1711) liebte es, vor und mit Kennern Clavier, Flöte und andere Instrumente zu spielen.

Kaiser Karl VI. nahm nicht selten, am Clavier spielend, persönlichen Antheil an der Direction der in der kaiserlichen Favorite stattfindenden Musikaufführungen.

Im Jahre 1725 wurde daselbst eine Oper des berühmten Hofcapellmeisters Joh. Josef Fux (geb. 1660, gest. 1735) aufgeführt, in der die grosse Maria Theresia (damals sieben Jahre alt) mitspielte und mitsang. Im Jahre 1735 wurde bei Hof eine Oper aufgeführt, in welcher die beiden Erzherzoginnen Maria Theresia und Maria Anna, deren Hofdamen Stirum und Fuchs, ein Graf Loggi und der Abbate Lepozati spielten und sangen.

Kaiserin Maria Theresia, eine ausgezeichnete Sängerin, war Schülerin des k. k. Kammercompositeurs G. Chr. Wagenseil.

Der erste Protector der Wiener Gesellschaft der Musikfreunde, Erzherzog Rudolf, Cardinal-Erbischof von Olmütz (geb. 1788, gest. 1831), Gönner, Freund und Schüler des grossen Beethoven, war einer der fertigsten und gebildetsten Pianisten seiner Zeit, ein geübter Partiturspieler und Kenner der classischen Musik.

Kaiser Ferdinand der Gütige liebte es ganz besonders, alle vierhändigen Arrangements der Symphonien, Opern etc. mit der Hofdame Cepini, einer sehr gewandten Pianistin, durchzuspielen. Einheimische und fremde Künstler wurden oft durch Einladungen zu Hofe geehrt und öffentliche Concerte durch Allerhöchsten Besuch ausgezeichnet.

Während der Regierungszeit Seiner Majestät des Kaisers Franz Josef I. erhielt sich bis auf den heutigen Tag am kaiserlichen Hofe nicht nur die Gunst und Unterstützung der Musik, sondern auch deren Pflege und Ausübung.

Ihre Majestät weiland Kaiserin Elisabeth, welche Clavier, Harmonium, Harfe und Zither spielte, überwachte selbst den Musikunterricht ihrer erlauchten Kinder weiland Kronprinz Rudolf, Erzherzogin Gisela und Erzherzogin Valerie.

Welches Interesse speciell Erzherzog Wilhelm der Entwicklung des Pianofortes zuwandte, geht wohl daraus hervor, dass er sich durch den Hof-Capellmeister Herbeck die zehn besten Claviere der internationalen Wiener Ausstellung (1873) auswählen liess und, nachdem dieselben in seinem Palais nebeneinander aufgestellt waren, einer mehrtägigen Prüfung und Vergleichung unterzog. Um von der ausländischen Production einen Schluss auf das vaterländische Clavier ziehen zu können, musste Bösendorfer in diese vornehme Gesellschaft ein gewöhnliches Wiener Clavier seines Magazines aufstellen. Es soll nicht verschwiegen werden, dass dieser unscheinbare Wiener Flügel seinen ausländischen Collegen vorgezogen wurde und den erzherzoglichen Musiksaal nicht mehr verliess.

Die Gesellschaft der Musikfreunde und das Conservatorium stehen gegenwärtig unter dem Protectorate der Frau Kronprinzessin Stephanie, welche mit gleicher Virtuosität Clavier und Harfe spielt und zugleich eine vorzügliche Sängerin ist. Frau Musica ist auch gerne aufgenommen in dem Palais der kunstsinnigen Frau Erzherzogin Maria Josefa und hat in dem Grossmeister des Deutschen Ordens, Erzherzog Eugen, einen begeisterten Freund und unermüdlichen Förderer.

Ueber die Musikinstrumentensammlung des Erzherzogs Franz Ferdinand sagt der Musikgelehrte Professor Dr. Guido Adler, dieselbe sei nicht gesammelt, sondern entstanden und sei der unschätzbare greifbare Ueberrest von der Kunstpflege eines alten Adelsgeschlechtes.

Ein prachtliebender Hof, dessen erlauchte Mitglieder persönlichen Antheil an der Pflege der Musik nehmen, musste auf die musikalisch veranlagte Bevölkerung belebenden Einfluss haben, und eine natürliche Folge war, dass sich zu den einheimischen Musikern auch fremde gesellten, welche in Oesterreich eine neue Heimat suchten und fanden.

Gottbegnadete Componisten wie Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert, Liszt bis Brahms, nicht zu vergessen unserer Lanner und Strauss, bereicherten die Musikkultur in

solchem Maasse, dass den Claviervirtuosen und Amateurs ein unermesslicher Schatz herrlicher Musik zur Verfügung steht.

Unter diesen Verhältnissen konnte das Clavier nicht zurückbleiben. Trotz spärlicher und nachlässiger Aufzeichnungen hat uns die Tradition doch eine Reihe von Namen erhalten, welche in Wien an der Vervollkommnung dieses Instrumentes erfolgreich arbeiteten und redlich ihren Antheil hatten an dem Weltruf der Musikstadt Wien. Meister aus dem vorigen Jahrhundert, wie Christof, Kober, Walter, Bleyer, Wachtel, Mathias Müller, Seuffert (1673—1855), Schweighofer etc. werden in Fachkreisen mit Achtung genannt. Als Firma hat sich nur der letztgenannte Name bis heute erhalten.

Die Einwanderung zweier Kinder des berühmten Augsburger Clavierbauers Joh. Andreas Stein (Schüler Silbermann's, welcher die Schröter'sche Erfindung übernahm, verbesserte und lohnend auszunützen wusste) war für die Wiener Clavierzeugung ein werthvoller Zuwachs. Die Tochter Nanette Stein, eine vollständig ausgebildete, praktische Claviermacherin (die einzige ihres Geschlechtes), kam mit ihrem Manne, dem Clavierlehrer Streicher, nach Wien, um eine selbständige Werkstätte für Fortepianos zu etabliren, welchem Beispiele ihr Bruder bald folgte.

In der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts entwickelte sich in Oesterreich, hauptsächlich in Wien, eine fieberhafte Thätigkeit, welche in ununterbrochen folgenden Veränderungen, Verbesserungen und Versuchen ihren Ausdruck und in zahlreichen Patenten autoritative Bestätigung fand. Die Wiener Meister wandten mit Vorliebe der Schröter'schen Mechanik ihre Aufmerksamkeit zu, und diese deutsche Erfindung — in der ganzen Welt durch die englische Mechanik verdrängt — findet nur mehr in Oesterreich ein gerechtfertigtes Asyl. So dürfte auch ihre allgemeine Bezeichnung als «Wiener Mechanik» entstanden sein. Wenn von englischer oder Wiener Mechanik gesprochen wird, so darf man nicht glauben, dass die Form und Zusammenstellung der Mechanikbestandtheile allein den Unterschied für die Qualitäten eines Claviers ausmachen. Nicht nur aus der verschiedenen Art, wie die Hämmer die Saiten berühren, sondern auch je nach Anbringung der einen oder anderen Mechanik ergibt sich eine ganz geänderte Construction und Lage des Resonanzbodens. Der Hammer der Wiener Mechanik schlägt und streift die Saite, während der Hammer der englischen Mechanik die Saite nur schlägt. Aus diesen mechanischen und constructiven Differenzen ergeben sich eigentlich zwei scharf abgegrenzte Systeme, welche ihre eigenthümlichen Charaktereigenschaften in Ton und Spielart haben. Jedes der beiden Systeme, einander gegenüber gehalten, hat seine Fehler und Vorzüge, worüber sich übrigens streiten lässt, zu eigen.

Neue Werkstätten entstanden in Wien, und das k. k. Patentarchiv gibt Zeugnis von der rastlosen Arbeit derselben. In hervorragender Weise betheiligten sich: Streicher (vormals Nanette Stein), Leschen, Joh. Ehlers, Brodmann und dessen Schüler Bösendorfer, Promberger, Joh. Jak. Goll, Fried, Lassen, Anders, Hoxa, Jos. F. Ries, ein Bruder des berühmten Componisten, Bachmann, Conrad Graf... und wahrhaftig! diese Alten haben für den Erfindungsgeist der Nachkommen splendid gesorgt. So wurde z. B. der Eisenrahmen des genialen Hoxa (Patent 1839) später von aller Welt nacherfunden, Brodmann's Resonanzboden ohne Berippung erst vor drei Jahren in Deutschland neu patentirt, Fried's Resonanzboden in Verbindung mit einem zweiten Boden als Membrane kürzlich von einer englischen Firma als neu in den Schalltrichter der Reclame gebracht, während ein amerikanisches Haus sich soeben damit beschäftigt, die gänzliche Freilegung des Resonanzbodens vom Clavierkasten (Promberger 1824) wieder zu erfinden etc. etc. ..., Ja, wer sucht, der findet; doch der Wissende ruft dem Finder zu: «Alles schon dagewesen!»

Grosse Sprünge gibt es nicht mehr in der weiteren Ausbildung des Pianofortes, ohne dieses Instrument seines Charakters zu berauben. Das Columbus-Ei war die Erfindung der Hammermechanik. Die Aufgabe aller Clavierbauer kann nur sein, an die Erfahrungen der Alten anzuknüpfen, Versuche zur Verbesserung der einzelnen Theile an Versuche zu reihen, kleine und kleinste, dem Laien ganz unscheinbare Verbesserungen aneinander zu passen, um schliesslich ein Claviermodell herzustellen, welches sich von den Clavieren vergangener Jahrzehnte vortheilhaft unterscheidet.

Die in Wien veranstalteten Ausstellungen gaben einen neuen Impuls für die Schaffensfreudigkeit der Industrie. So finden wir im Jahre 1835 (die erste Ausstellung in Oesterreich) nur 10 Aussteller, im Jahre 1839 schon 28, und in der im Jahre 1845 folgenden 57 vaterländische Instrumentenmacher,

welche einer gestrengen Jury Pianofortes beider Systeme, in- und ausländische Variationen aller Art, vorführten.

Die Claviere der Wiener Meister fanden nicht nur in der Heimat Anerkennung, sondern wurden auch im Auslande so lebhaft begehrt, dass sich sogar deutsche Instrumentenmacher fanden, welche, verlockt durch gewinnsüchtige Händler, ihre minderwerthigen Erzeugnisse mit Wiener Marken ausstatteten.

Gegen Ende der Vierzigerjahre, nach Auflösung der von Künstlern und Dilettanten sehr geschätzten Clavierfirma Conrad Graf, traten zwei Namen mehr in den Vordergrund, indem von da an fast ausschliesslich ihre Claviere im Concertsaale gespielt wurden. Es war die alte Firma Seuffert und das junge Haus Bösendorfer.

Die Londoner Ausstellung im Jahre 1851 gibt dem Juror, Professor Josef Fischhof, Anlass zur Herausgabe eines Buches (1853), welches ein ziemlich getreues Bild der Leistungsfähigkeit der Clavierindustrie aller Länder zu Beginn der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts bietet. Nach seinen Mittheilungen steht England quantitativ obenan, während Frankreichs Aufschwung unter der Führung der Firma Erard und dank der vielen lehrreichen und fruchtbaren Experimente des ruhelosen Pape constatirt wird. Die deutschen Claviermacher, welche jedoch auf dieser Ausstellung nur eine untergeordnete Rolle spielen, haben sich von der Schröter'schen Mechanik schon vollzählig abgewendet, wahrscheinlich unter dem Drucke der französisch-englischen Concurrrenz, die nur das System des Italiens Cristofali cultivirte.

Auf dieser Ausstellung ist England durch 42 Clavierfirmen mit 77 Instrumenten vertreten, unter denen die Pianos der alten Clavierhäuser Broadwood und Collard hervorragend sind. Frankreich sandte 50 Claviere von 21 Werkstätten zur Ausstellung, Erard und Pape an der Spitze. Deutschland stützt sich auf das alte Stuttgarter Haus Schiedmayer und bringt 24 Claviere aus 17 verschiedenen Fabriken. Amerika macht mit seinem besten Namen Chikering Staat und stellt 11 Claviere auf. Das im öffentlichen Auftreten stets bescheidene Oesterreich bringt nur fünf Aussteller mit je einem Instrument nach England.

Unter diesen fünf Muthigen finden wir die fünf Generationen alte Clavierfamilie Seuffert und den erfindungsreichen Hoxa. 1851 gab es auf dem internationalen Kampfplatze weder einen Bechstein oder Blüthner aus Deutschland, noch einen Steinway aus New-York, noch endlich einen Bösendorfer aus Oesterreich, welche vier Namen heute, am Schlusse des XIX. Jahrhunderts, jeder in seiner Weise, nicht nur die führenden in ihrer Heimat sind, sondern auch für Künstler und Publicum internationale Bedeutung haben.

Unter Bezugnahme auf die Londoner Ausstellung und das Ueberwiegen der englischen Mechanik macht Franz Brendel in seiner 1852 erschienenen Geschichte der Musik folgende Bemerkung:

«Was Pianoforte betrifft, so strebte man zugleich nach immer grösserer Massenhaftigkeit, nach immer grösserer Fülle des Tones. Die früheren Wiener Instrumente besaßen einen noch ziemlich kleinen, etwas spitzen, aber überaus poetischen Ton. Jetzt sind die Instrumente mit englischer Mechanik zur Herrschaft gekommen; hier ist der Ton grösser, voller, aber zugleich auch prosaischer. Dem Charakter der Instrumente entsprechend, hat sich das Spiel verändert; wir haben jetzt eine orchester-mässige Behandlung des Pianofortes, die Hauptsache ist, einen möglichst starken Ton herauszuschlagen. Es sind ausserordentliche Fortschritte gemacht worden, aber diese waren zugleich nicht frei von nothwendig damit verbundenen Rückschritten. Der echte, gesunde Pianoforteton ist seltener geworden...»

Eine so warmherzige Aeusserung eines Ausländers über das Wiener Clavier durfte nicht ungehört vorüberziehen an den Werkstätten jener Claviermacher, die zwar mit offenen Augen die Fortschritte der ganzen Welt verfolgten, aber das Wiener Clavier, für sie gleichbedeutend mit Wiener Wesen, in ihr Herz geschlossen hatten. Es sollte für sie ein Wink sein, das Gute und Bewährte nicht nur zu erhalten, sondern auch weiter auszubilden. Und in der That ist das Wiener System in der Zeit von 1848 bis heute nicht zurückgeblieben. Alle geeigneten Veränderungen und Verbesserungen wurden diesem System angepasst, und mit der Zeit wurde für Oesterreich nicht nur eine Specialität herangebildet, sondern ein Instrument aufgestellt, welches seine Vorzüge neben den Vorzügen des stolzen internationalen Fortepianos zur Geltung bringen kann.

Auf späteren Ausstellungen in London, Paris, München, Wien 1873, auch überseeisch, z. B. in Australien, haben sich die Wiener im Rangstreite der Weltindustrie Auszeichnungen und Medaillen geholt und gezeigt, dass das englische Clavier aus einer Wiener Werkstätte vollständig auf der Höhe der Zeit steht. Die Welt kennt unsere Claviere, und die wiederholten Versuche, das ausländische Clavier in den Wiener Concertsälen durch fremde und leider auch einheimische Künstler einzuführen, scheiterten bisher, so zwar, dass der heutige Import fremder Pianos nur mehr durch den Kaufmann (Händler) veranlasst wird.

Bedauerlicher Weise ist nach dem Tode Seuffert's 1855 die Firma, welche nahezu 200 Jahre in Wien existirte, in fremde Hände gekommen und so der Glanz dieses altherwürdigen Namens erloschen. Die Clavierfamilie Stein starb aus, und der letzte Streicher, Sohn des ebenso strebsamen als verdienstvollen Bapt. Streicher und Enkel der weltberühmten Nanette Stein-Streicher, zog es vor, nach kurzer Thätigkeit die Werkstätte aufzulösen. Durch das Ableben Ignaz Bösendorfer's verlor die Wiener Clavierbaukunst neuerdings eine Hauptstütze; 1858 übernahm dessen Sohn die im Jahre 1828 gegründete Werkstätte. Im Jahre 1872 wurde durch Dr. Hans von Bülow der Concertsaal Bösendorfer, im Centrum der Stadt gelegen, eröffnet und prosperirte in der Art, dass dieses Musikheim heute nach 25 Jahren ein schönes und interessantes Capitel zu einer künftigen Musikgeschichte Wiens beitragen kann. Wie eng die Entwicklung des Wiener Clavierbaues mit der Wirksamkeit des Hauses Bösendorfer verwachsen ist, bedarf hier keiner weiteren Ausführung.

Noch in der dritten Auflage 1864 von Gontershausen's «Der Clavierbau» ist ein deutscher Schmerzensschrei über Frankreichs und Englands gross gewordene Clavierindustrie zu finden, welcher in folgenden Worten ausklingt: «Frankreichs Gesamtfabrication schlägt man auf zwei Drittel weniger als die englische an; auch stellen sich die Preise durchschnittlich erheblich niedriger. Noch geringer sind letztere in unserem lieben Deutschland, wo die Clavierfabrication und musikalische Erziehung viel verbreiteter sind als in allen anderen Staaten. Unser Absatz ist meistens auf den Binnenhandel angewiesen und beschränkt sich im allgemeinen auf einen geringen Umfang. Unter den Städten liefert Wien das Meiste in diesem Artikel.»

Nach der politischen Einigung Deutschlands 1871 entwickelte sich jedoch die deutsche Clavierindustrie, welcher Capital und Wissen zuströmte, so rapid, dass England mit seinen kolossalen Consum- und Exportchancen der gesuchteste Tummelplatz für deutsche Clavierfabrikanten wurde, zum Schaden der conservativen englischen Industrie, sowie der von starkem Selbstbewusstsein erfüllten Franzosen. Recht bezeichnend für die Engländer und ihre Claviere sind die in englischen Journalen erschienenen Klagen, dass der Rückgang der englischen Clavierindustrie der Verbreitung des Velocipèdes zuzuschreiben sei!!! —

Deutschland besitzt gegenwärtig über 500 Clavierfabriken, während in Oesterreich kaum 100 derartige Werkstätten vorhanden sind. Es ist jedoch eine ganz irrige Meinung, welche durch gewisse Händler und deren aufdringliche Inserate und Reclamen zu Gunsten des Auslandes unterstützt wird, dass die österreichische Clavierindustrie im Rückgange sei. Zur Genugthuung des patriotisch fühlenden Oesterreichers sei hier constatirt, dass sich die vaterländische Claviererzeugung seit 1848 von Jahr zu Jahr auch quantitativ gehoben hat und nur wegen Mangel an investirtem Capital der Steigerung des heimischen Bedarfes, namentlich in Pianinos, nicht folgen konnte. Deutschlands Ueberproduction wusste diese Lücke auszufüllen. Die mit so bescheidenen Geldmitteln ausgerüsteten Claviermacher Oesterreichs konnten sich auf dem Weltmarkte zwar kaufmännisch der ausländischen Concurrnz nicht unangenehm fühlbar machen, wussten sich aber qualitativ das Ansehen und die Achtung im Vaterlande und in der Fremde zu erhalten, unbeschadet der fortgesetzten hämischen Haltung ihrer auswärtigen Collegen und fortwährenden übelwollenden Ausfälle der ausländischen Fachschriftsteller, wie des schon citirten Welker von Gontershausen, Kützing, Oscar Paul, F. L. Schubert, Blüthner-Gretschel . . .

Ueber Kützing, der selbst Claviermacher ist, schreibt Fischhof (Seite 123): Bei Kützing, in dessen Instrument ich das Ideal der Vollkommenheit zu finden hoffte, bewährte sich hier:

Grau, theurer Freund, ist alle Theorie
Und grün des Lebens gold'ner Baum.

Und Gontershausen? Es scheint, dass der grossherzogliche Hof-Instrumentenmacher sein Nestchen in Darmstadt nie verlassen hat, seine Weisheit aus Büchern und Schriften genährt und deutsch-patriotisch gefärbt in die Welt leuchten liess. Seine Claviere sind dunkel geblieben.

Abgesehen von den ungünstigen Zollverhältnissen, musste die österreichische Clavierindustrie leider noch schmerzlichere Erfahrungen machen. Es ist beklagenswerth, dass Persönlichkeiten, welche eigentlich berufen wären, dem heimischen Gewerbe zur verdienten Anerkennung zu verhelfen, statt dessen die ohnehin dem Oesterreicher eingewurzelte, unbegründete Vorliebe für das Fremde noch durch Wort und Schrift nähren und so auswärtigen Erzeugnissen Eingang verschaffen. Dazu kommt noch, dass die Wiener Claviermacher selbst, statt mit offenem Visir den Kampf gegen derartige Strömungen aufzunehmen, ihre Instrumente als fremdländische Constructionen, Imitationen, Systeme ausgaben, was gewiss nicht zur Hebung ihres Rufes beitrug.

Dagegen ist es höchst erfreulich, dass die vor vier Jahren durch die nicht genug zu lobenden Bemühungen des Wiener Claviermachers Franz Schmidt (Schüler von Bösendorfer) und des bekannten Harmoniumfabrikanten Kotykiewicz (vormals Titz) gegründete Fachschule gedeiht und sich in kurzer Zeit die Sympathie und werthvolle Unterstützung der k. k. Regierung und der Genossenschaft erworben hat.

Wenn nun der Wiener Claviermacher neben dem internationalen englischen Piano bis heute das Wiener System pflegt und bemüht ist, dasselbe weiter zu erhalten, so hat diese Treue ihre volle Begründung in der feinen Empfindung für Klangfarbe, in der Anhänglichkeit an den Localton, welchen Componisten wie Schubert, Lanner und Strauss bestimmten, endlich in der Berücksichtigung wiederkehrender Anforderungen der Käufer und der Leistungsfähigkeit der Stimmer und Reparatere in Oesterreich und seinen Grenzländern. Das blinde Nachbilden alles Ausländischen, nur um dem Reiz des Fremden Folge zu leisten, ohne Berücksichtigung der eigenen Verhältnisse, ist nicht nur lächerlich, sondern auch schädlich für den Einzelnen und für die ganze Branche. Sehr beherzigenswerth sind die Worte unseres ausgezeichneten Fachschriftstellers Eduard Seuffert, welcher den Lesern der «Neuen musikalischen Presse» zuruft:

«Dass alle Wiener Werkstätten (bis zu denen dritten Ranges herab) die Mechaniken und Systeme auch machen, die das ‚Um und Auf‘ ausländischen Wissens sind, vergessen unsere Fachgenossen in der Fremde so gerne! Wohl aber erzählen sie, dass man in Wien die Mechanik aus der Zeit Franz Schubert's noch mache. Wenn dieses Wiener Clavier sich trotz Erard'scher und Kützing'scher Prophezeiungen, trotz deutscher Dampfconcurrentz und amerikanischer Reclame bis heute behauptet hat — wäre das nicht eine Viertelstunde Nachdenkens werth? Was gibt dem Wiener System die Lebenskraft, die Berechtigung? Sagen wir es trocken technisch: der Wiener Resonanzboden, der freischwebende, vorne nicht verbaute, der sensible, leicht erzitternde, mit seinem Charme und seiner Lieblichkeit, mit seinem Echo für Wiener Gemüthlichkeit und seiner Empfänglichkeit für intime Tonwirkungen.»

Es fällt mir nicht ein, mich der Wiener Clavierindustrie als Vertheidiger aufzudrängen; das gute Wiener Clavier wird sich jederzeit selbst mit Erfolg vertheidigen. Aber jene ausländische Clavier-Gross-Industrie, welche hochmüthig auf die österreichische Clavier-Klein-Industrie herabblickt, in Oesterreich nichts gesehen hat oder nichts sehen will, möchte ich bitten, davon gefällige Notiz zu nehmen, dass die Wiener Clavier-Industrie vorläufig zufrieden und behaglich lebt, da sie noch nicht angekränkt ist von einer geldgierigen Ueberproduction, die in der Wahl der Mittel zur Entleerung ihrer Magazine nicht sehr rigoros sein darf, sondern Existenz und Zukunft auf die gesunde Basis einer natürlichen, gleichmässigen Entwicklung von Consum und Production aufgebaut hat. In solcher Weise findet der Herr einer Werkstatt, in der er zugleich auch der erste Arbeiter ist, Zeit und Gelegenheit, mit seinen Mitarbeitern Erfahrungen und Ideen auszutauschen, wodurch die von der Grossmannssucht verachtete Werkstatt zur Bildungsstätte für die grossen Anlagen und Maschinenhallen der Fabrikanten wird.

Die mit Maschinen arbeitenden Fabriken drücken das geistige Niveau ihrer Arbeiter herab, indem sie die Ausbildung des Arbeiters verhindern, machen den Arbeiter zum Handlanger und Tagelöhner, der wohl ganz folgerichtig und berechtigter Weise für Erhöhung seines Lohnes, sowie für Strike und Socialismus Sinn haben wird, aber kein Interesse mehr für das Clavier, das ihm mehr und mehr entfremdet wird. Die Maschine und die Theilung der Arbeit lähmen die Individualität und schaffen Idealismus und Freude

an der Arbeit aus der Welt. Homo und Intellectus werden dem Capital ausgeliefert. Das Ende derartiger grosser Unternehmungen kann man ja einer Actiengesellschaft überlassen!? . . . Die Maschine wird ebenso emsig moderne Sport- und Gebrauchsartikel erzeugen wie vorher Claviere.

Professor Josef Fischhof leitet sein Buch: «Geschichtlicher Ueberblick des Clavierbaues» mit folgenden Worten ein:

«Die Musik als die jüngste der Künste hat diese Eigenthümlichkeit, dass die Ausübung derselben grossentheils abhängig ist von sorgsamer mechanischer Vorbereitung, sowie von Tonwerkzeugen, zu deren Fertigung bedeutende Vorkenntnisse in der Physik, Akustik, Mechanik und Mathematik, sowie eine tüchtige, durch langjährige praktische Erfahrung erlangte Geschicklichkeit erforderlich sind. Diesem Umstande mag es zuzuschreiben sein, dass die Schwesterkünste, wie die Poesie, Malerei und Bildhauerkunst, schon in frühester Zeit ihren Höhepunkt zu erreichen im Stande waren, die Musik, sowie ihre Organe noch im steten Fortschreiten begriffen sind.»

Mit diesem Citate möchte ich meinen Aufsatz schliessen, den Wunsch anknüpfend, es mögen sich auch in Zukunft in unserem Vaterlande Männer finden, welche, durchdrungen von ihrer künstlerischen Mission, als treue Begleiter und Genossen der Musiker an der Vollendung des Claviers erfolgreich weiterarbeiten

zur Ehre Oesterreichs!

OTTO HEITZMANN

CLAVIERFABRIK

WIEN—LINZ.



Die Firma wurde im Jahre 1839 von Johann Heitzmann, dem Vater des derzeitigen Firmainhabers, gegründet. Durch seinen eisernen Fleiss, seine Umsicht und Strebsamkeit, sowie durch strenge Rechtlichkeit brachte derselbe das Geschäft aus den bescheidensten Anfängen zu baldiger Blüthe.

Schon auf der Industrieausstellung in Wien prämiirt, fanden die von Johann Heitzmann gebauten Instrumente wegen ihres schönen, sympathischen Tones und ihrer exacten Construction die Anerkennung aller Fachleute und Kenner. In kurzer Zeit drang ihr Ruf auch in die Provinz und in das Ausland; besonders waren Italien (hier in erster Linie Mailand, Florenz, Turin, Bologna und Padua), sowie Deutschland, Russland und die südöstlichen Nachbarländer bedeutende Abnehmer. Diese Erfolge spornten den nimmermüden Mann, der in der Auswahl und der vorzüglichen Schulung seiner Leute von Glück begünstigt und bald von einem Stabe ausgezeichneter Mitarbeiter umgeben war, an, durch die Benützung aller Errungenschaften der Wissenschaft auf dem Gebiete der Akustik seine Fabrikate auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit zu bringen.

Sein unablässiges Streben fand im Jahre 1866 in der Verleihung des Titels eines k. u. k. Hof-Pianofortefabrikanten die Allerhöchste Anerkennung. Die Fabrik wurde auf der Wiener Weltausstellung 1873 mit der Fortschrittsmedaille, auf der Ausstellung des Niederösterreichischen Gewerbevereines 1880 mit der goldenen Medaille, auf der Triester Ausstellung 1882 mit dem Ehrendiplom ausgezeichnet, und auf vielen Expositionen, so zu Prag, Linz, Wels u. a. m., erhielten die Erzeugnisse derselben erste Preise.

Die mustergiltige, bestens organisirte Einrichtung des ganzen Werkes, sowie die treue Gefolgschaft ihrer Werkführer und Arbeiter war auch Ursache, dass die Fabrik nach dem 1875 plötzlich erfolgten Ableben des Gründers unter der Leitung der den reellen Principien treu bleibenden Söhne nicht nur keinen Rückgang erlitt, sondern noch weiterer Entwicklung zugeführt wurde.

Nach dem im Jahre 1896 eingetretenen Tode Josef Heitzmann's wurde das Etablissement von dem jetzigen Inhaber, dem jüngsten Sohne des Begründers, in alleinige Rechnung übernommen.

Noch unter den Augen seines Vaters in das Geschäft eingeführt, hatte der Genannte zu seiner vollkommenen Ausbildung Deutschland und Italien, wo er in ersten Fabriken conditionirte, besucht und war dann ins Vaterhaus zurückgekehrt, um die in der Fremde erworbenen Kenntnisse zu Nutz und Frommen der im Jahre 1883 in Linz gegründeten eigenen Fabrik zu verwerthen. Hier war es auch, wo dessen Streben von bestem Erfolge gekrönt wurde, denn in kurzer Zeit gehörte sein Unternehmen zu den hervorragendsten in Linz und zählte hohe und höchste Herrschaften zu seinen Clienten.

Nunmehr auch Besitzer des Wiener Stammgeschäftes, ist derselbe eifrigst bemüht, das vieljährige Renommée des Hauses zu erhalten und zu vermehren.

Die Firma beschäftigt in beiden Fabriken ca. 25 Arbeiter. In Prag besteht eine Verkaufsfiliale, welche noch zu Lebzeiten des Gründers errichtet worden war.

ALOIS PARTTART'S EIDAM EDMUND LUNER

PIANOFORTE-FABRIK

ATZGERSDORF BEI WIEN.



Die Clavierfabrication, im vorigen Jahrhunderte innerhalb enger Schranken betrieben, erhielt eine mächtige Förderung, als die sogenannte Wiener Mechanik in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts in praktische Verwendung kam. Streicher, der Schwiegersohn Stein's, des Erfinders dieser Mechanik, erzeugte nach dem neuen System in Wien Instrumente, die durch Klangfülle und Tonschönheit Weltruf erlangten. In dem Namen, der den neuen Instrumenten beigelegt wurde: Piano e forte (woraus dann Pianoforte und Fortepiano entstand), drückt sich das Wesen des Fortschrittes, den Stein's Erfindung auf dem Gebiete der Clavierfabrication herbeiführte, vollkommen aus. Mit Stein und Streicher beginnt die Glanzzeit der Clavierfabrication, und mochte auch das bald darauf aufkommende englische System denselben Erfolg wie die Wiener Mechanik erzielen, so war dadurch der Wiener Industrie dennoch kein Abbruch geschehen. Im Gegentheile wusste diese ihre gewonnene Position zu befestigen, und heute treten die Wiener Claviere in sieghafte Concurrenz mit der sonst übermächtigen amerikanischen und englischen Fabrication. An jene Firmen, die den Ruf des österreichischen Instrumentes in alle Welt verbreitet haben, deren Flügel gegenwärtig überall bekannt und beliebt sind, reiht sich die Pianofortefabrik Alois Parttart's Eidam Edmund Luner an, die in ihren grossen Fabriksanlagen zu Atzgersdorf, einer nächst Wien gelegenen Südbahnstation, die so geschätzten Erzeugnisse in bedeutender Anzahl verfertigt.

Alois Parttart, der Begründer dieses Etablissements, wurde im Jahre 1841 in Gumpendorf, damals noch ein Vorort Wiens, als der Sohn ehrsamers Bürgerleute geboren. Mit 20 Jahren trat er als Praktikant in eine Clavierfabrik ein, wo er sich in verhältnismässig kurzer Zeit, unterstützt von seinem hervorragenden Talente, die ganze Clavierbaukunst durch eisernen Fleiss zu Eigen machte. Mit wachsamer Aufmerksamkeit verfolgte und studierte er jeglichen Fortschritt auf dem Gebiete seiner Branche, untersuchte und prüfte die Vorzüge und Mängel der Fabrikate ausländischer Provenienz. So erwarb er sich einen reichen Schatz von Kenntnissen und Erfahrungen, mit deren Hilfe er zu grösseren Leistungen befähigt und berufen war, als er im Jahre 1869 sich selbständig machte, indem er das ganz kleine Claviergeschäft seines Schwiegervaters Bessner übernahm, in welchem zu jener Zeit drei Arbeiter und ein Lehrjunge beschäftigt waren. Unscheinbar und bescheiden waren somit die Anfänge,

aber durch rastlose Thätigkeit des Gründers, der nicht nur als Geschäftsmann sein Etablissement betrieb, sondern auch das Interesse und den Zweck der hohen Kunst, der seine Fabrikate als Mittel dienten, zu fördern bestrebt war, wuchs und gedieh das Unternehmen, dessen Umfang und innere Einrichtung sich bald zur Bewältigung der einlangenden Bestellungen als viel zu klein erwies. So gelangte Alois Parttart allmählig dazu, sich eine Stätte zu gründen, an der er sein ganzes Wissen und die gesammelten Erfahrungen verwerthen, all' seine Kräfte voll entfalten konnte: er gründete seine Fabrik zu Atzgersdorf. Mit richtigem Verständnis für die Ideen seiner Zeit, die sich gegen die Anlage von Fabriken in Städten richteten, wählte er diesen Ort, der, reich an Naturschönheiten und in gesunder Lage, alle die Vortheile von selbst bot, die von anderen Fabriken oft nur unter schweren Opfern erreicht werden können.



Maschinen-Raum.

Alois Parttart erwarb im Jahre 1892 knapp an der Bahnstation ein grosses Areal, auf dem er seine mächtigen Betriebsstätten errichtete, wohin nun die Thätigkeit des bisherigen Wiener Etablissements verlegt wurde, dessen Auffassung unmittelbar darauf erfolgte. Auf weiten Reisen hatte der Gründer vorher die Anlage und Einrichtung der grössten Unternehmungen auf diesem Gebiete eingehend studirt und die dabei gemachten Erfahrungen bei der Ausgestaltung seines Neubaus fructificirt. Allen Neuerungen, jeglichen Fortschritten der Technik wurde Rechnung getragen, Maschinen neuesten Systems aufgestellt und das zu verwendende Material nur in tadelloser

Qualität von den besten Quellen bezogen. Eine Detailschilderung der so ausgedehnten Localitäten vorzunehmen, würde zu weit führen; es dürfte dem Rahmen dieses Werkes entsprechen, einen allgemeinen Ueberblick über das Etablissement und dessen innere Einrichtung zu bieten.

Die Fabrik, welche als Rohziegelbau aufgeführt wurde, besteht aus dem Erdgeschosse, Mezzanin und zwei Stockwerken. Im Parterre neben dem Haupteingange führt ein separater Eingang zu den Comptoirs, während sich in den übrigen Parterreräumen die Werkstätten für die Holzbearbeitung befinden; hier werden die Claviergehäuse roh gezimmert, eine Arbeit, welche grösstentheils von Maschinen bewerkstelligt wird.

Im Halbstocke sind sämtliche Hilfsmaschinen untergebracht, welche zur Anfertigung der Einzelbestandtheile gebraucht werden. Alle Einzelbestandtheile der Claviere werden von der Fabrik selbst erzeugt. Ein grosser Gasmotor liefert die treibende Kraft für sämtliche Maschinen. In den Localitäten des ersten Stockes werden die Claviere zusammengestellt, worauf selbe im zweiten Stocke vollendet werden. Für die Leim- und Trockenprocedur, sowie für das Lackiren sind besondere Räume bestimmt. Die Austrocknung erfordert angestrenzte Thätigkeit, und ehe die rohgezimmerten Gehäuse der Bearbeitung übergeben werden, müssen sie die subtilsten Trockenprocesse durchmachen.

Zwei Aufzüge erleichtern den Personen- und Frachtenverkehr zwischen den einzelnen Abtheilungen. Für den Fall einer Feuersgefahr sind auf dem Dachboden zwei Reservoirs untergebracht, die, stets mit Wasser gefüllt, insgesamt einen Vorrath von 150 hl umfassen.

Parttart's Fabrikate, die durch besondere Klangschönheit bedeutende Effecte erzielen, werden in allen Grössen und Arten, von dem einfachsten und billigsten Pianoforte und Pianino angefangen bis zu dem grossen Imperial-Concertflügel mit reichen Einlagen und Schnitzereien erzeugt. Eine besondere Pflege hatte Alois Parttart der eingangs unseres Aufsatzes erwähnten Wiener Mechanik gewidmet, an der sich seit Stein's Zeiten wenig geändert hat. Nach wie vor hält man an folgendem Principe fest: Der Hammer, welcher an die Saiten schlägt, ist am Tastenhebel angebracht und wird mittelst einer seinen Stiel nahe am Ende durchkreuzenden Achse in einer auf dem Hebelende der Taste stehenden Messinggabel (Kapsel) bewegt. In das schnabelförmige Ende des Hammerstiels greift der Auslöser, ein knieartig ausgeschnittenes Hölzchen. Beim Druck auf die Taste hebt sich das Hebelende mit dem Hammer, dieser drückt gegen das Knie des Auslösers und schnellt den Hammerkopf gegen die Saite, worauf derselbe sofort in seine Ruhelage zurückfällt, soweit die noch gehobene Taste dies gestattet. Gleichzeitig



Saal für die Anarbeitung.

mit dem Hammer hebt sich ein auf jedem Saitenchore befindliches Pölsterchen, die Dämpfung, welche erst zurückfällt, wenn der Druck auf die Taste aufhört. Mittelst des Hauptpedals können auch die Dämpfer von allen Saiten entfernt werden. Die Wiener Mechanik erfreut sich zunehmender Beliebtheit, und wenn auch die englische Mechanik im allgemeinen den Vortheil grösserer Präcision besitzt, so sind die Wiener Fabrikate wegen ihrer grösseren Einfachheit und Dauerhaftigkeit, sowie aus dem Grunde, dass sie viel leichter zu repariren sind, in Deutschland und Oesterreich weit gesuchter als die englischen Instrumente. Bei letzteren hat der Hammer den Vorzug, immer genau an derselben Stelle der Saite anzuschlagen, während er bei der Wiener Mechanik sich oft beim starken Anschlag nach vorne schiebt und bei Tafelinstrumenten, namentlich beim Staccatospiel, wohl gar noch eine Saite des nächsten höher liegenden Tones berührt. Alois Parttart hielt sich in seiner mehr als 30jährigen Praxis im Principe zwar genau an das Stein'sche Vorbild, allein er brachte in seinen Instrumenten kleine Aenderungen und Verbesserungen an, wodurch zwar keine Abarten der ursprünglichen Erfindungen erzielt, aber immerhin eine Vervollkommnung und Verfeinerung erreicht wurde, die mithalf, den Wiener Fabrikaten die erlangene Stellung zu sichern.

Alois Parttart hat in den 28 Jahren seiner selbständigen Thätigkeit mehr als 10.000 Pianinos und Stutzflügel erzeugt, die nach und nach in aller Herren Länder abgesetzt worden sind.

Wie schwer und mühevoll die Clavierfabrication ist, welche Anforderungen sie an ihren Unternehmer stellt, beweisen folgende Ausführungen. Die Hauptbedingung eines guten Claviers ist eine sichere, ungetrübte Resonanz. Diese erzielt eine unter den Saiten liegende geradfaserige Tannenholzplatte, deren untere Seite in Zwischenräumen von 5—6 mm mit Rippen besetzt ist (Rippung), welche, die Fasern rechtwinklig durchschneidend, den Zweck haben, die Bildung von Transversalschwingungen zu verhindern. Welch' peinlicher Sorgfalt bedarf es dabei, um Platten zu erhalten, die allen Bedingungen entsprechen! Aehnlich verhält es sich mit den Saiten, die sämtlich

aus Gusstahl erzeugt werden. Die Belederung (Besetzung) der Hämmer ist nicht minder Gegenstand einer minutiösen Arbeit, denn sie darf weder zu dick, noch zu hart ausfallen, weil in jenem Falle der Klang hart und dumpf, in diesem spitz und scharf wird. Vermochte nun Parttart in seiner Production eine so hohe Ziffer, wie wir sie genannt haben, zu erreichen, so liegt darin der beste Beweis, wie sehr die Fabrik ihren Aufgaben und den Anforderungen der Industrie gewachsen war.

Um die angebahnte rege Verbindung mit dem Auslande kräftigst zu beleben, sandte Parttart seine Reisenden in alle Welttheile und trug auf diese Weise dazu bei, der vaterländischen Industrie in den fernsten Gegenden Geltung und Ansehen zu verschaffen. Als der Gründer im Jahre 1894 sein 25jähriges Jubiläum feierte, das ihm Veranlassung bot, in seinem Etablissement einen prächtigen Concertsaal errichten zu lassen, welcher zugleich als Ausstellungsraum für 150 Claviere dient, konnte er mit berechtigtem Stolze auf die glänzenden Erfolge seiner Arbeit hinweisen.

Parttart sollte sein Jubiläum nur um wenige Jahre überleben. Am 4. März 1898 entriss ihn der Tod der Stätte seines langjährigen, vom Erfolge gekrönten Schaffens. Das Etablissement gieng nun an den Schwiegersohn des Verstorbenen, Edmund Luner über, der bereits eine Reihe von Jahren unter der Leitung und Führung Parttart's in dem Unternehmen thätig gewesen war. Früher unternommene weite Reisen, auf denen er die ausländischen grossen Fabriken bezüglich ihrer



Clavier-Saal.

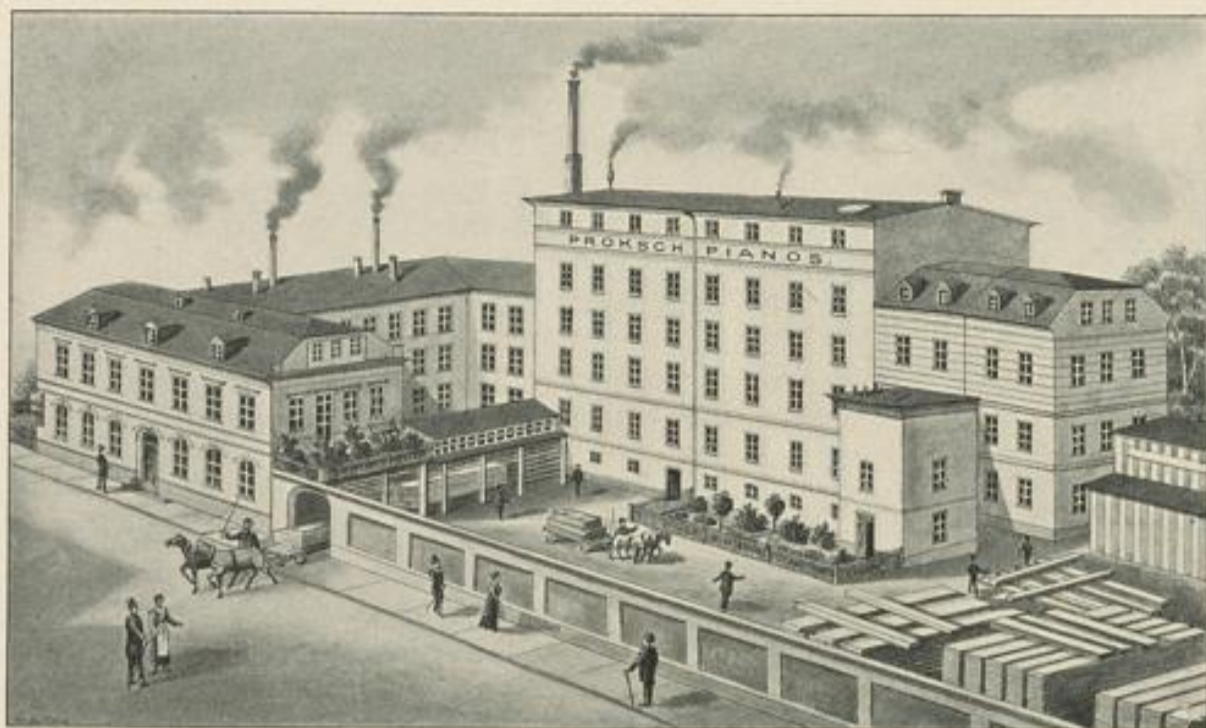
Einrichtung gründlich kennen lernte und auch in einigen conditionirte, hatten die Kenntnisse des neuen Besitzers ausserordentlich bereichert und ihm jene Reife gegeben, dank welcher er heute mit sicherer Hand die Fabrik leitet. Getreu den Intentionen des Gründers strebt auch Edmund Luner darnach, auf der Höhe der Zeit zu bleiben; die Neuerungen, die eine nie stillstehende Technik und Wissenschaft fortwährend schaffen, werden nach wie vor sorgfältig berücksichtigt. Mit dem Principe, nur solche Instrumente an die Besteller abzugeben, deren Tonpracht und Klangreinheit den rigorosesten Hörer befriedigen, verbindet sich bei dem neuen Besitzer das naturgemässe Bestreben, der Production den grösstmöglichen Umfang zu verschaffen, indem auch er seinen Fabrikaten im Auslande neue Absatzgebiete zu erschliessen sucht. Nach dem Beispiele seines Vorgän-

gers lässt Edmund Luner seine Reisenden in ferne Länder ziehen, insbesondere dorthin, wo bisher weder österreichische noch deutsche Claviere bekannt waren. So wird heute nach Griechenland, Kleinasien, Indien, Kreta, Macedonien und Aegypten seitens der Firma ebenso lebhaft exportirt, wie in alle jene Länder, in denen Alois Parttart bereits festen Fuss gefasst hatte.

Der gegenwärtige Besitzer plant umfassende Vergrößerungen und Neuerungen, die im Atzgersdorfer Etablissement zur Ausführung gelangen sollen, sowie nur Zeit und Umstände selbe gestatten werden. Dem Besitzwechsel wurde auch durch die Aenderung des Firmenwortlautes Rechnung getragen; die ursprüngliche Bezeichnung «Alois Parttart» wurde in «Alois Parttart's Eidam Edmund Luner» verwandelt.

Die Buchhaltung und Correspondenz der Firma liegt seit dem Jahre 1886 in den Händen von Parttart's einziger Tochter, der Gemahlin des heutigen Besitzers, Martha Luner, ein glänzendes Beispiel weiblicher Tüchtigkeit, die ihren Pflichtenkreis voll und ganz auszufüllen weiss.

Die Fabrik beschäftigt gegen 50 Arbeiter. Die kleine Zahl derselben erklärt sich aus dem Umstande, dass das Unternehmen durchwegs maschinelle Einrichtung besitzt, bei welcher die manuelle Thätigkeit auf ein Mindestmaass herabgedrückt ist. Bei dem Bau der Anlage wurde der Standpunkt der modernen Hygiene streng gewahrt, und sind alle zum Schutze und zur Sicherheit des Arbeitspersonales erforderlichen Vorkehrungen getroffen worden. Und sowie Parttart in jeder Richtung bewiesen hatte, dass er ein warmer Freund und Gönner seiner Arbeiter, der Mithelfer an seinen Erfolgen, sei, so ist auch Edmund Luner eifrig bemüht, die Lage seiner Angestellten zu sichern und möglichst günstig zu gestalten.



Clavierfabrik in Reichenberg.

A. PROKSCH

FLÜGEL- UND PIANINO-FABRIK

REICHENBERG UND WIEN.



ie Anfänge dieses Unternehmens reichen zum Jahre 1858 zurück. Damals betrieb der Reichenberger Stadtorganist Anton Proksch, den die fachmännische Kritik als hervorragendsten Vertreter seines Instrumentes im Lande rühmte, und der ein Bruder des hochbedeutsamen Musik- und Clavierpädagogen Josef Proksch war, den Handel mit Pianofortes. Ein winziges, unscheinbares Schild mit den Worten: «Hier sind Pianoforte zu verkaufen» lud Kaufbeflissene in einen kleinen Raum und zu einer bescheidenen Auswahl der damals gangbaren grossen Flügel ein, die heute fast nur noch in Concertsälen anzutreffen sind.

Nach dem Tode des Gründers übernahm sein Sohn Josef Proksch, der jetzige Chef, den Betrieb des kleinen Etablissements. Um auch durchgreifende Reparaturen vornehmen zu können, sah sich derselbe veranlasst, im Jahre 1864 eine Werkstätte für Ausbesserungsarbeiten zu errichten. Es schwebte ihm wohl schon damals die Idee vor, Instrumente zu fabriciren, aber die bescheidenen Mittel und kleinen Verhältnisse verzögerten sein Vorhaben bis 1871; erst in diesem Jahre ward es ihm ermöglicht, seinen lang gehegten Wunsch zu verwirklichen. Vorerst waren es Pianos, die erzeugt wurden, doch bereits 1874 wurde der erste Flügel fertiggestellt und damit der Grund zur heutigen Ausdehnung und Bedeutung des Etablissements gelegt.

Schon die kurz darauf beschickte Ausstellung in Teplitz (1875) brachte dem jungen Unternehmen die höchste zu vergebende Auszeichnung, das Ehrendiplom; einmüthig wurde bereits damals anerkannt, dass die Instrumente der Firma A. Proksch an Solidität, Sauberkeit und Zuverlässigkeit den übrigen vaterländischen Fabrikaten nicht nachstehen, und ebenso rühmend wurde hervorgehoben, wie geschmack- und stilvoll ihr Aeusseres gehalten sei.

Grössere Aufträge und die Unmöglichkeit, im alten Locale einen rationellen Betrieb zu führen, bestimmten den jungen, nach höheren Zielen blickenden, strebsamen Industriellen im Jahre 1875, die Fabrication bedeutend zu erweitern und zu diesem Behufe ausgedehntere Gebäude und Grundstücke anzukaufen. Binnen kurzem wurde Dampftrieb eingeführt und mit Zuhilfenahme aller einschlägigen technischen Fortschritte und Einrichtungen, des elektrischen Lichtes, der Trockenkammern, die dem Holze auf natürlichem Wege Feuchtigkeit und Harzbestandtheile entziehen, der Kunstschlerei, Feinpolirerei u. s. w., wurden jene Grundlagen geschaffen, welche der Firma A. Proksch nicht nur im engeren Heimat-, sondern auch im weiteren Vaterlande einen ehrenvollen und hervorragenden Platz sichern.

Unablässig bemüht, seine Instrumente zu verbessern und zu vervollkommen, scheute Josef Proksch weder Arbeit noch Kosten, neue Modelle ausfindig zu machen, die der Schönheit des Tones keinen Eintrag thun und dennoch ein gefälliges und vornehmes Exterieur zur Schau tragen sollten; er errang denn auch auf einige einschneidende Neuerungen und mehrere künstlerische Modelle Privilegien der hohen Behörden.

Dem Besitzer genügten jedoch die in der Vaterstadt erzielten Erfolge keineswegs; in dem festen Bewusstsein, Instrumente herstellen zu können, die nicht nur den hervorragendsten inländischen, sondern auch berühmten ausländischen Fabrikaten ebenbürtig zur Seite stehen, betrat er 1880 den heissen Boden von Wien, um dort eine Zweigniederlassung zu gründen; diese prosperirte dermaassen, dass sie bereits 1884 ins eigene Haus, I., Führichgasse 4, übersiedeln konnte.

Seinen Lieblingsplan, in Reichenberg einen eleganten, gut akustischen Claviersalon zu errichten, vermochte Proksch erst 1890 zu verwirklichen; allerdings ist aus dem ursprünglich gedachten Claviersalon, der auch Auführungszwecken dient und gegen 300 Personen fasst, etwas ganz Anderes geworden: ein nach den Plänen des k. k. Baurathes Neumann in Wien durchgeführter Prachtbau, den Josef Proksch bescheidenlich ein «Kaufhaus» nennt. Dieses Kaufhaus ist jedoch nicht nur eine Zierde Reichenbergs geworden, es ist auch ein richtiger Monumentalbau, der schon ungezählte Kenner und Freunde ästhetischer Baukunst durch sein harmonisches Ineinandergreifen vornehmer, nirgends aufdringlicher Früh-Renaissance entzückt hat. Zu Ehren seiner Gattin Anna, einer Tochter des Grossindustriellen Ferdinand Kahl, nannte Josef Proksch diesen Bau den «Annahof».

Im Laufe der letzten Jahre wurde die Firma A. Proksch mit verschiedenen Auszeichnungen bedacht; 14 beschickte Ausstellungen brachten ihr erste Preise, goldene und silberne Medaillen, Staats- und Kammerpreise. Ja noch mehr: die Jury der 1893 in Chicago stattgehabten Ausstellung verlieh ihr die einzige Auszeichnung, welche österreichisch-ungarischen Clavieren zuteil wurde, nämlich die grosse Medaille und das Diplom.

Das Renommée der Proksch-Claviere, von denen bisher über 7000 Stück fertiggestellt wurden, äusserte sich erfreulicherweise auch darin, dass sich Mitglieder des hohen Kaiserhauses ihrer bedienten, und dass die ersten Pianisten der Gegenwart, wie Emil Sauer, Eugen d'Albert, Alfred Grünfeld, Sofie Menter, Therese Careño u. a. m. diese Instrumente spielten und wärmstens empfahlen.



Annahof in Reichenberg.

PIANOFORTE-BAUGESELLSCHAFT SCHANDL & C^o

TRIEST.



oll- und gleichwerthig steht heute die österreichische Clavier-Industrie neben der amerikanischen und englischen da, deren Producte einst den Weltmarkt beherrschten. Aus eigener Kraft ist dieser Zweig der heimischen Industrie das geworden, was er heute bedeutet, seitdem es durch das Aufkommen des sogenannten Wiener Systems in der Mitte der Zwanzigerjahre unseres Jahrhunderts den einheimischen Fabrikanten möglich wurde, Pianofortes zu erzeugen, die, befreit von allen damaligen Mängeln, sich durch besondere Tonpracht auszeichnen. Alte Firmen, deren Flügel in allen Ländern Eingang gefunden haben, schufen durch die mit grösstem Fleisse betriebene Pflege dieses Systems das heutige Ansehen der österreichischen Clavier-Industrie, deren Production bereits eine stattliche Ziffer erreicht hat. Bei einer solchen Sachlage in die Reihe der so bedeutenden Industriellen einzutreten und die Gründung eines neuen Unternehmens zu wagen, dazu gehörte Muth und Entschlossenheit, insbesondere bei beschränkten Mitteln. Diese Energie hat sich bei Gründung der obgenannten Firma bewährt.

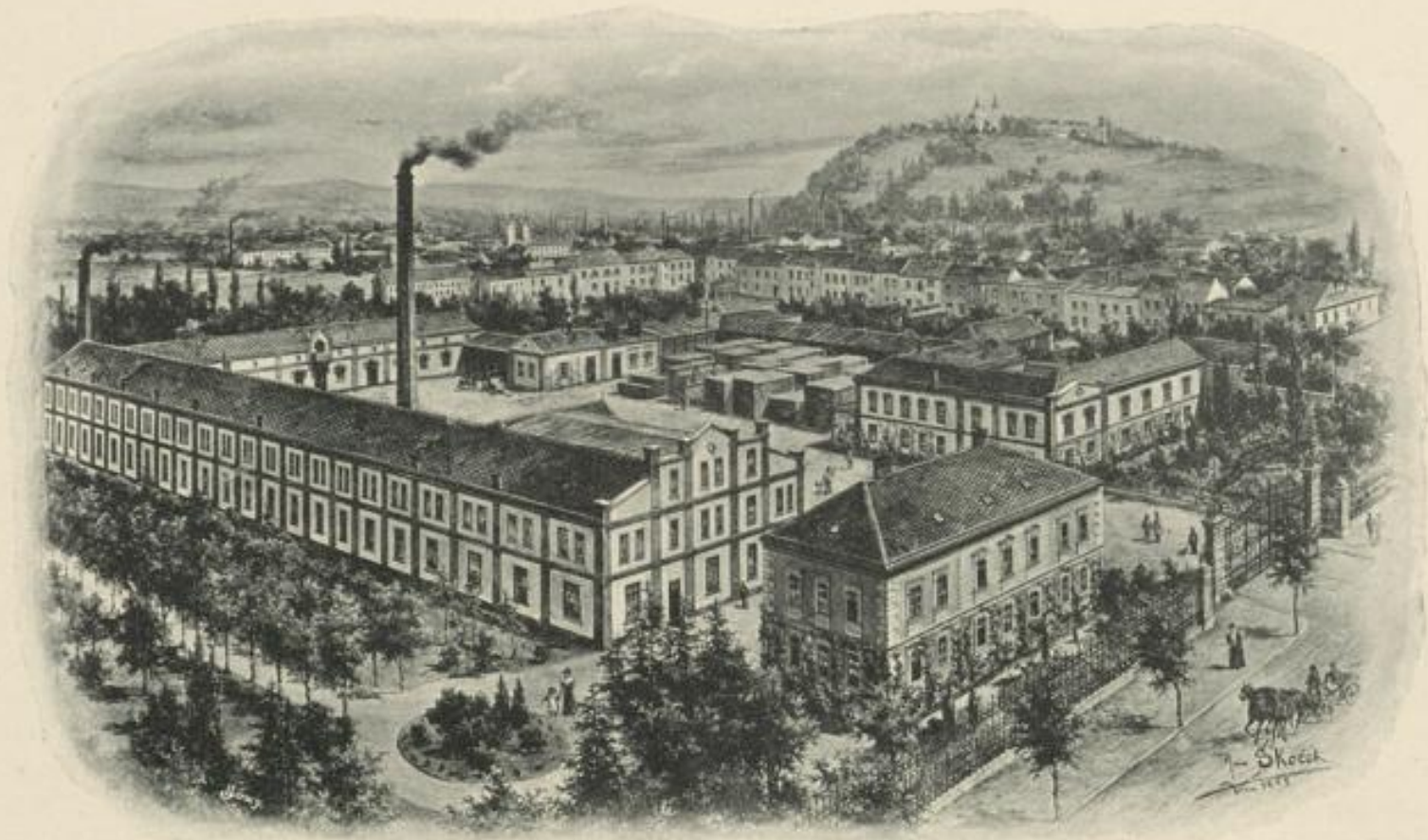
Die «Pianoforte-Baugesellschaft Schandl & Co.» hat sich im wahren Sinne des Wortes aus den kleinsten Anfängen entwickelt. Dieselbe eröffnete im Jahre 1895 den Betrieb, der unter der Leitung eines thatkräftigen Mannes, Rudolf Warbinek, in kurzer Zeit überraschende Resultate erzielte. Mangel an nöthigem Capitale wirkte anfangs hemmend auf den gedeihlichen Aufschwung ein, allein da die Zeitverhältnisse günstig und die Anfänge des Unternehmens vielverheissend waren, fand sich bald die nothwendige Capitalskraft. Die trefflichen Erzeugnisse des neuen Etablissements gewannen allmählich einen ziemlichen Kundenkreis, die Bestellungen häuften sich und nahmen schliesslich einen solchen Umfang an, dass es der Firma bei ihren engen Productionsverhältnissen oft unmöglich war, allen Aufträgen in so prompter Erledigung nachzukommen, wie sie es gern gewollt hätte.

Am Ende des ersten Geschäftsjahres war ein ansehnlicher Reingewinn zu verzeichnen, den die Firma sofort zum Ankaufe grösserer Quantitäten von Rohmaterial verwendete, um für den Bau ihrer Instrumente nur gutes und abgelagertes, absolut trockenes Holz zu verarbeiten. Da dieses Geschäftsverfahren auch für die nächsten Jahre beibehalten wurde, so besass die Firma bis vor kurzem ein Lager von Rohstoffen, das die Production proportionell beiweitem übertraf.

Sobald der erste schwere Anfang glücklich überstanden war, begann für das Unternehmen die Zeit des Blühens und der vollen Kraftentfaltung, und die junge Firma hofft, dass diese Periode lange währen wird, da sie bei strenger Wahrung der Grundprincipien: Reellität und Solidität auch weiterhin nur Erzeugnisse von bester Qualität auf den Markt zu bringen gedenkt. Der Umstand kommt dem Unternehmen sehr zustatten, dass die Firmatheilhaber selbst technisch mithätig sind, wodurch sich die Regiekosten namhaft verringern, andererseits aber die Güte der erzeugten Instrumente infolge der grossen Sorgfalt und Liebe, mit der die Theilnehmer ihre Arbeit verrichten, nur gehoben wird.

Als das Unternehmen gegründet wurde, bestanden die Betriebsstätten aus mehreren kleinen Zimmern, in denen die ersten Claviere erzeugt wurden. Für die wachsende Production wurden diese Räume zu eng, weshalb entsprechende Vergrösserungen vorgenommen werden mussten. Jetzt ist die Fabrik in der via Cavana Nr. 8 in einem Anbaue untergebracht, der zwei Stockwerke umfasst und zweckdienlich eingerichtet ist. Darin befindet sich auch ein eleganter Salon von grosser Ausdehnung, in dem zu gleicher Zeit 80 Claviere Aufstellung finden können. Der Salon ist dem Publicum allgemein zugänglich und gewährt dadurch Gelegenheit, sich von der Qualität der von der Firma hergestellten Instrumente zu überzeugen.

Die «Pianoforte-Baugesellschaft Schandl & Co.» ist heute im Stande, bei forcirter Arbeit und flotter Geschäftsabwicklung per Monat 25—30 Instrumente in den Handel zu bringen. Der Kundenkreis hat sich im letzten Jahre über Istrien hinaus ausgedehnt, und die Gesellschaft liefert nach kaum vierjährigem Bestande bereits überseeisch sowohl nach Dalmatien als auch nach Aegypten und dem Orient. Darin liegt gewiss ein Beweis von der Trefflichkeit ihrer Fabrikate, der dem jungen Unternehmen zu grosser Ehre gereicht und demselben eine bedeutungsvolle Zukunft verheisst.



GEBRÜDER RIEGER
K. U. K. HOF-ORGELFABRIK
JÄGERNDORF.



Der Ausspruch, dass Intelligenz und Energie unter den heutigen Verhältnissen nicht mehr genügen, um von unten nach oben zu kommen, ist unrichtig. Dem vorwärts strebenden Geiste, dem Fleisse und der mit energischem Wollen verbundenen Intelligenz sind auch in unseren Tagen, wo das Capital allmächtig zu sein scheint, die Flügel nicht gebunden. Einen Beweis dafür, dass selbst heutzutage Geld allein nicht maassgebend ist, um bedeutende Schöpfungen hervorzurufen, sondern dies ehrliche Arbeit und rastloses, wenn auch mühevolleres Streben im Vereine mit der nöthigen Fachkenntnis zuwege bringen, liefert die k. u. k. Hof-Orgelfabrik der Gebrüder Rieger zu Jägerndorf in Oesterr.-Schlesien.

Der Vater der gegenwärtigen Firmainhaber betrieb wohl schon früher den Orgelbau in Jägerndorf, doch in einer Weise, die sich nicht über das Handwerksmässige erhob. Er hat im Jahre 1845 das Geschäft in ganz kleinem Maassstabe gegründet. Es geht dies daraus hervor, dass während eines 28jährigen Bestandes bis 1873 nur 32 neue Orgeln, zumeist kleine Werke, gebaut wurden.

Die Söhne lernten beim Vater, zogen aber, erkennend, dass es in dem Geleise, in welchem der väterliche Meister die Kunst betrieb, nicht weiter gehen könne, in die weite Welt. Erst nach Jahren kam der ältere Sohn Otto heim und griff mit zielbewusster Hand in das Geschäft ein. Das Jahr 1873 bot dem strebsamen, für sein Fach begeisterten Manne Gelegenheit, sein Können zu entfalten. Es wurde unter vielerlei Schwierigkeiten eine Orgel ausgestellt, ein Erstlingswerk des jungen Mannes, wofür ihm von den maassgebenden Factoren vollste Anerkennung gezollt ward. Der Erfolg blieb nicht aus. Bald liefen Bestellungen ein, und die väterliche Werkstatt wurde zu klein. Man musste Arbeitsräume miethen, und nach wenig Jahren gab es vollauf zu thun. Mittlerweile war auch der zweite Sohn Gustav heimgekehrt, ausgerüstet mit einem Schatz von Erfahrungen, und trat sofort in das Geschäft ein. Nun wirkten die beiden jungen Leute miteinander, sich in die schwierige Arbeit theilend, aber von dem gleichen Eifer und den gleichen künstlerischen Bestrebungen beseelt.

Das Unternehmen hatte im Inlande mit einem tief eingewurzelten Vorurtheil zu kämpfen und gewann thatsächlich im Auslande früher Boden als in der Heimat. Der gesammte Orgelbau Oesterreichs wurde in den Siebzigerjahren noch ganz rückständig und klein, sozusagen handwerksmässig, betrieben, welcher Umstand wohl mit Schuld an dem Vorurtheile war: Bessere Werke, auf deren Vollkommenheit man Werth legte, wurden vom Auslande bezogen, was allgemein bekannt war; durch das Emporwachsen des Rieger'schen Geschäftes wurde es auf dem ganzen Gebiete rege. Jetzt wird durch den nun einmal gegebenen Impuls im allgemeinen in Oesterreich Besseres geleistet.

Die Weltausstellung in Paris im Jahre 1878 war ein sehr willkommener Anlass, die Leistungsfähigkeit der jungen Firma zu zeigen. Der berühmteste Musikkritiker unserer Zeit, Eduard Hanslick, schrieb über die Rieger'schen Erfolge in Paris: «Mit Stolz blicken die Franzosen auf ihre Meister im Orgelbau. Dies erhöht den Werth der Anerkennung, welche die österreichischen Orgelbauer, Gebrüder Rieger aus Jägerndorf in Schlesien, auf der Pariser Weltausstellung gefunden. Die von Rieger ausgestellte grosse Orgel (Kegelladensystem mit trefflich construirtem Schwellwerk, alles geräuschlos und präzise arbeitend) ist für Norwegen bestimmt, ein günstiger Beleg für das Absatzgebiet dieser sehr jungen Firma, deren Name zum ersten Male auf der Wiener Weltausstellung 1873 auftauchte. Wenn wir Rieger bloss den besten Orgelbauer Oesterreich-Ungarns nennen wollten, hätte das eben nicht viel zu bedeuten, desto mehr zu bedeuten hat sein grosser, echter Erfolg in Paris. Wir werden fortan nicht nöthig haben, Orgeln für Wien aus dem Auslande kommen zu lassen.»

Von dieser Zeit an blühte das Geschäft so rasch empor, dass die vorhandenen Arbeitsräume sich abermals als zu klein erwiesen und die Firma daran gieng, eine Fabrik zu bauen. Ein nahezu 170 ha umfassender Grundcomplex wurde erworben und im Jahre 1879 der Bau begonnen. Das eigentliche Fabriksgebäude ohne die Nebengebäude ist 100 m lang, 21 m breit und zwei Stockwerke hoch. Die ehemalige Dampfmaschine von 40 HP konnte die erforderliche Arbeit nicht mehr leisten, sie musste deshalb einer 125 HP starken Maschine weichen.

Wer die geräumigen Arbeitssäle der Fabrik betritt, geht mit Vergnügen von Maschine zu Maschine und bewundert die Thätigkeit jeder einzelnen. Es stehen heute 3 Hobelmaschinen, 2 Band- und 4 Kreissägen, 3 Bohrmaschinen für Holz, 3 Fraismaschinen, 1 Holzschleifmaschine, 1 Holzdrehbank, diverse Schleif- und Schärfmaschinen zur Holzbearbeitung, 2 Bohrmaschinen für Metall, 2 Stanzen, 2 Gewindschneidemaschinen, 1 Hammerwerk, 1 Drehbank und diverse kleinere Maschinen für die Metallbearbeitung in Verwendung. Besonderes Interesse erregen die Mechanik-Kreissägen, die so fein und zart arbeiten, wie es der feinste Hobel nicht schöner im Stande ist. Mittelst derselben werden die zierlichsten mechanischen Orgelbestandtheile mit geradezu mathematischer Genauigkeit hergestellt. Ein Exhaustor saugt bei jeder einzelnen Maschine alle Holzabfälle auf und führt sie dem Separator zu, der in der Nähe des Dampfkessels seinen Standort hat. Ferner ist eine Dynamomaschine für die Beleuchtung und zur Kraftübertragung, sowie zum Löthen der Metallpfeifen mittelst elektrischen Stromes installiert.

Die stilgerechten Verzierungen aller Art, welche beim Orgelbaue Verwendung finden, werden durch geübte Bildhauer in der Fabrik geschaffen. Das Comptoir ist so praktisch angelegt, dass man von demselben den grossen Arbeitssaal überblickt. Hierselbst entfalten auch die Zeichner ihre Thätigkeit. Vom Guss der Zinnplatten angefangen bis zur fertigen Zinnpfeife kann man alle Arbeiten verfolgen. Als den Krystallisationspunkt der Fabrik muss man die beiden Orgelsäle bezeichnen. Hier strömen die Erzeugnisse der ganzen Fabrik zusammen und werden zum mächtigen Ganzen zusammengefügt. Jede Orgel wird im Orgelsaale vollkommen fertiggestellt und erst dann in die Welt versendet, wenn sie als der Firma würdig befunden wurde.

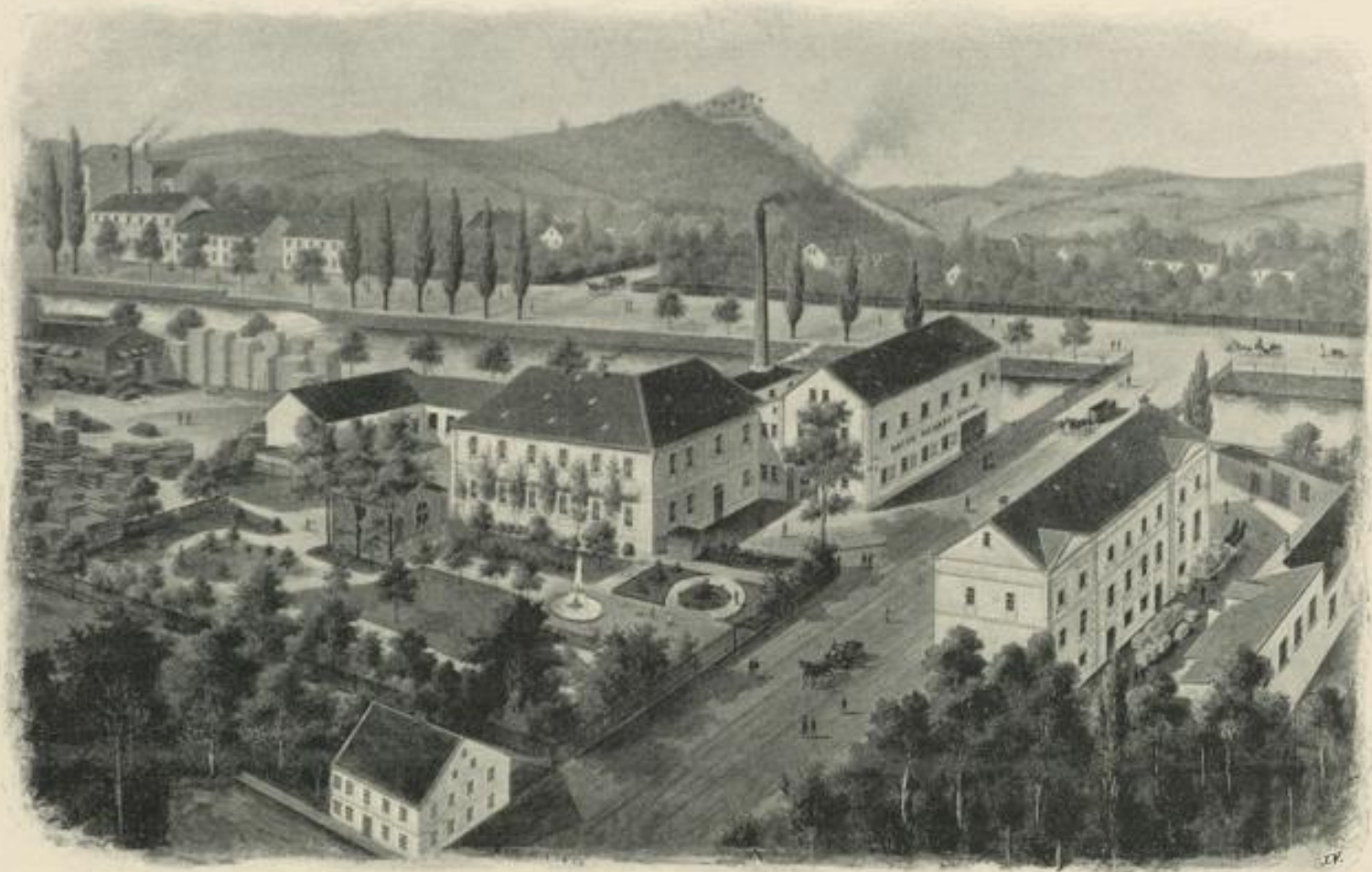
An Material wird nur das vorzüglichste verarbeitet. Ungeheure Holzvorräthe sind aufgeschichtet und werden erst dann in Verwendung genommen, wenn die Garantie vorhanden, dass das Holz vollständig getrocknet ist. Trotzdem gelangt noch alles Holz, das zu Orgeltheilen verbraucht wird, vorher in die Dampftrockenräume, wo die Austrocknung desselben durch Anwendung von Ventilatoren gefördert wird.

Das elektrische Licht hat schon vor Jahren seinen Eingang gefunden. Eine ansehnliche Zahl von Bogenlampen erfüllt die Säle mit Tageshelle, und wo die Bogenlampe sich nicht entfalten kann, sind Glühlichter angebracht. Dampfheizung ist in jedem Raume vorhanden, und mit Dampf wird auch gekocht, gewärmt u. dgl. Heute beträgt die Zahl der Arbeiter 115 bis 125. Die beiden ältesten Gehilfen sind seit 1874, ferner 3 ca. 20 Jahre, 5 über 15 und 11 Arbeiter über 10 Jahre im Etablissement beschäftigt. An Arbeiterwohnungen, die zur Fabrik gehören, ist kein Mangel, auch besteht eine eigene Fabrikskrankencasse.

Nicht weniger als 700 neue Orgeln aus dem Etablissement Rieger haben in Oesterreich-Ungarn, Bosnien, Deutschland, Italien, England, Spanien, Rumänien, in der Türkei, in Norwegen und Russland ihre Standorte gefunden.

In Budapest wurde eine Zweigniederlassung mit einer Werkstätte errichtet. In St. Petersburg, Warschau und Christiania besitzt die Firma Vertretungen. Im Jahre 1888 wurde ihr das Recht zur Führung des kaiserl. Adlers in Siegel und Schild, 1896 der k. u. k. Hofitel und in jüngster Zeit einem der Chefs das Ritterkreuz des Franz Josef-Ordens verliehen.

Die Orgeln der Firma Gebrüder Rieger zeichnen sich durch besonders starke Tonfülle, eine bis in das kleinste Detail ausgeglichene Intonation, durch streng charakteristische Klangfarbe der einzelnen Stimmen aus, zu welchen Vorzügen sich noch die stilgerechte Durchführung der Orgelgehäuse gesellt. Die Construirung eigentlicher, aber ungemein leistungsfähiger Gebläse, hervorragende, tief einschneidende Verbesserungen an den Stimmvorrichtungen und anderen Theilen haben den künstlerischen Werth der Orgeln in bedeutendem Maasse erhöht. Die k. u. k. Hof-Orgelfabrik der Gebrüder Rieger in Jägerndorf ist ein höchst ehrendes Denkmal ausdauernden Fleisses, sie ist wohl die grösste existirende Orgelfabrik, und ohne Frage können ihre Werke zu den besten derartigen Erzeugnissen gezählt werden.



A. R. BREINL

KINDERMUSIKINSTRUMENTEN- UND SPIELWAAREN-FABRIK

GRASLITZ (BÖHMEN).



Die Fabrication von Kindermusikinstrumenten ist ein specieller Industriezweig Oesterreichs, der sich in keinem anderen Lande zu ähnlicher Vollkommenheit ausgebildet hat. Das Deutsche Reich dürfte wohl 90% aller im Weltmarkte verlangten Spielwaaren erzeugen, doch die Fabrication von Kindermusikinstrumenten hat dort, trotz aller Versuche, bis heute nicht festen Fuss fassen können, vielleicht weil die dazu nöthigen Grundbedingungen nicht vorhanden waren.

Graslitz ist seit fast 100 Jahren in hervorragender Weise durch seine Blech-Blasinstrumente und Mundharmonikas, das nahe Schönbach durch seine Streichmusikinstrumente, Zithern etc. bekannt; und da Kindermusikinstrumente ja doch nur Nachbildungen richtiger Trompeten, Violinen, Zithern u. s. w. sind, so war Graslitz durch den vorhandenen Stamm ausgebildeter Arbeiter naturgemäss der Platz, auf welchem sich dieser Industriezweig zu seiner heutigen Blüthe entwickeln konnte. Die ersten Muster kamen Ende der Sechzigerjahre von Paris aus nach Graslitz; von da an waren bis zum Beginne der Siebzigerjahre nur einige mit wenigen Leuten arbeitende Meister beschäftigt, den Artikel ohne irgendwelche Hilfsmaschinen zu erzeugen. Der ungewöhnliche Aufschwung, den die deutsche Spielwaarenindustrie in den Siebzigerjahren nahm, und die gesteigerte Nachfrage, die sich in den von Graslitzer Meistern erzeugten Kindermusikinstrumenten bemerkbar machte, waren die Ursache, dass Anton Richard Breinl im Jahre 1875 zur Gründung einer Fabrik mit Dampf- und Wasserbetrieb schritt. Durch Zuhilfenahme vieler, eigens für diese Zwecke gebauter Maschinen, sowie durch Einbeziehung, respective Einrichtung von Spänglerei, Holzdrechslerei, Tischlerei etc. trug derselbe zum weiteren Ausbau dieser Industrie wesentlich bei. Während in den Sechzigerjahren keine 30 Leute mit der Herstellung von Kindermusikinstrumenten beschäftigt waren, finden heute in genanntem Etablissement über 200 Arbeiter lohnenden Erwerb, während fast ebensoviele zu Hause die Zusammenstellung der in der Fabrik erzeugten Bestandtheile besorgen.

Der grösste Theil der Erzeugnisse wird nach allen Theilen der Erde exportirt, hauptsächlich nach England und seinen Colonien, Nordamerika, in das Deutsche Reich und auch nach Frankreich. Der Export in das letztere Land ist um so bemerkenswerther, als ja von dort aus die Fabrication des Artikels ihren Ausgang nahm.

Die Firma erhielt Preismedaillen zu Paris 1878, Teplitz 1879, Graz 1880 und Melbourne 1880. Sie unterhält Musterlager und Vertreter in den Hauptplätzen der Welt.

A. OSMANEK
MUSIKINSTRUMENTEN- UND SAITEN-FABRIK
SCHÖNBACH (BÖHMEN).



er Gründer der handelsgerichtlich protokollierten Firma A. Osmanek, Musikinstrumenten- und Saitenfabrik in Schönbach, einer Stadt im politischen Bezirke Eger in Böhmen, ist Anton Osmanek. Derselbe betrieb anfangs das Webereigewerbe und beschäftigte ca. 300 Weber. Durch den rapiden Niedergang der Handweberei fühlte sich Anton Osmanek veranlasst, einen neuen Erwerbszweig zu ergreifen. In dieser Hinsicht wurde er unterstützt von seiner Frau Anna Osmanek. Dieselbe stammt nämlich aus der alten Familie Fuchs, deren Mitglied Johann Fuchs schon im Jahre 1815 seidene E-Saiten für Violine, sogenannte Quinten, verfertigte und im Jahre 1849 auch die Darmsaitenerzeugung begann und mit bestem Erfolge betrieb.

Angeregt von seiner Frau, begann nun Anton Osmanek im Jahre 1858, seidene E-Saiten, Quinten, für Violine, zu erzeugen, und zwar mit 2—3 Hilfspersonen. Das Product war gut, und der Absatz ward immer grösser. Zuerst lieferte Anton Osmanek seine Saiten bloss an die Musikinstrumenten- und Saitenhändler der Umgebung, erst später begann der Versandt an die auswärtigen Händler. Anfangs wurden, den damaligen primitiven maschinellen Einrichtungen entsprechend, auch nur wenig Saiten erzeugt, so z. B. von zwei Arbeiterinnen in einem Tage höchstens 200 Stück in der Länge von 6 m. Dagegen werden jetzt mit einer Maschine, die von zwei Arbeiterinnen bedient wird, in einem Tage mit zehnstündiger Arbeitszeit 500 Stück zu 6 m Länge fertiggestellt.

Die seidenen Saiten sind auch jetzt noch ein Haupterzeugnis der Firma; sie werden, wie schon erwähnt, als Quinten für Violine, wegen ihrer ausgezeichneten Haltbarkeit aber auch zu anderen Zwecken, z. B. als seidene Schnüre in hydrographischen Instituten u. s. w. verwendet.

Der Ruf, welchen die Firma A. Osmanek erlangte, wurde begründet und gefestigt durch die kaufmännische Tüchtigkeit der Söhne des Gründers der Firma.

Im Jahre 1867, am 6. April, gieng der älteste Sohn, Josef Osmanek, nach Wien in den Dienst des Wiener Grosshandlungshauses J. C. Machanek & Comp., wo er eine lange Reihe von Jahren verblieb. Durch rastlose Thätigkeit und Geschicklichkeit, ausserordentlichen Pflichteifer und Pünktlichkeit gewann er als Buchhalter bald das Vertrauen seiner Chefs und erhielt später den Auftrag, als Vertreter der Firma Ungarn und die Balkanstaaten zu bereisen. Ja, er erhielt von seinem Chef sogar die ausnahmsweise Erlaubnis, die Firma seines Vaters A. Osmanek in Schönbach auf seinen Reisen mit vertreten zu dürfen. So schwer es anfangs für ihn war, irgendwelche Geschäfte im Interesse seines Vaters abschliessen zu können, so wurde auf diesen Reisen doch der Grund gelegt für die ausgedehnten Verbindungen der Firma A. Osmanek in Ungarn und den angrenzenden Ländern.

Nach einiger Zeit giengen auch die beiden Brüder des Josef Osmanek, Johann und Vincenz Osmanek, nach Wien und wurden ebenfalls bei der Firma J. C. Machanek & Comp. angestellt. Auch diese beiden zeichneten sich durch tadellose Diensterfüllung aus. Nach vierjähriger Thätigkeit in Wien musste Johann Osmanek 1871 nach Schönbach zurückkehren, um seinen Vater im Unternehmen zu unterstützen. Die geschäftlichen Räume, als Waarenlager, Comptoir etc., wurden in musterhafter Weise eingerichtet und die Geschäftsführung sowie die Fabrication der Saiten und Musikinstrumente für den Exporthandel vorbereitet.

In der That stieg nun A. Osmanek's Unternehmen auf eine respectable Höhe; die geschäftlichen Verbindungen wurden immer grösser; Absatzgebiete waren nicht nur alle europäischen Länder, sondern auch die überseeischen und im besonderen die wichtigsten Plätze Nordamerikas.

Es kam nun Vincenz Osmanek aus Wien, und als Johann kränklich wurde, blieb auch Josef Osmanek schliesslich nichts übrig, als von seinem Wiener Hause seine Entlassung zu erbitten.

Mit vereinten Kräften wurde fleissig gearbeitet. Die Firma A. Osmanek kam in Verbindung mit den besten Häusern der Musikinstrumentenbranche im In- und Auslande. Nun gieng man daran, die Erzeugung von Instrumenten, die bis jetzt in Schönbach nicht verfertigt wurden, daselbst einzuführen. Es ist speciell das Verdienst von Johann Osmanek, in Schönbach die Erzeugung von Ziehharmonikas (Accordeons) eingeführt zu haben (1894). Er begab sich nach Hamburg, sowie in die sächsischen Nachbarstädte, um die Fabrication der Accordeons zu studiren und Arbeiter anzuwerben. Der Plan glückte. Die Accordeons wurden viel gekauft und erwiesen sich als gut. Später wurden auch Ziehharmonikas nach Wiener Muster erzeugt.

Eben ist die Firma A. Osmanek im Begriffe, eine ganz neuartige Construction einer Ziehharmonika patentiren zu lassen. Weiters besitzt sie ein Patent in den meisten europäischen Staaten und in Amerika auf Neuerungen in Trommeln. Die Producte der Fabrik wurden auf mehreren Ausstellungen prämiirt.

Die jetzigen Inhaber der Firma sind Dr. Franz Junger und B. Tuschina. Die Firma hat eine Filiale in Temesvár in Ungarn und eine in Markneukirchen in Sachsen. Markneukirchen ist das Centrum der vogtländischen Musikinstrumenten-Industrie und wohl jedem Musiker und Musikinstrumentenhändler der ganzen Welt bekannt.

